

Jürgen Kocka

Erinnern – Lernen – Geschichte.

Sechzig Jahre nach 1945*

Die Einladung der Herausgeber dieses Heftes, über ›Lernen aus Geschichte‹ und gar über ›Historia magistra vitae‹ nachzudenken, kommt überraschend. Denn anders als ›Erinnerung‹ und ›Gedächtnis‹ ist ›Lernen‹ derzeit keine zentrale Kategorie, wenn über die Leistungen der Geschichte für das Leben bzw. für Gesellschaft, Kultur und Politik gesprochen wird. Die Möglichkeit, aus Geschichte zu lernen, wird vor allem skeptisch eingeschätzt, skeptischer als vor zwei oder drei Jahrzehnten. Gerade deshalb mag es sich wieder lohnen, über das Verhältnis von Geschichte und Lernen nachzudenken. Ich versuche das an einem Beispiel: dem Umgang der Deutschen mit ›1945‹, der zum sechzigsten Jahrestag, also in den ersten Monaten von 2005, eine erneute Intensivierung erfuhr und gleichzeitig anders verlief als die Auseinandersetzungen mit derselben Zäsur vor einigen Jahrzehnten.

Das Bild von 1945 ändert sich

Am 8. Mai 1985 kennzeichnete der damalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker auf einer gemeinsamen Sitzung von Bundestag und Bundesrat in Bonn den 8. Mai als ›Tag der Befreiung‹. Weizsäckers Rede, schon damals viel beachtet und bis heute viel zitiert, gilt als Schlüsseldokument bundesrepublikanischer Erinnerungspolitik. Zwar sei der 8. Mai »für uns Deutsche kein Tag zum Feiern«. Dafür sei er viel zu sehr mit Verlust und Zerstörung, Schuld und Leiden verwoben gewesen.

Der Blick ging (1945) zurück in einen dunklen Abgrund der Vergangenheit und nach vorn in eine ungewisse dunkle Zukunft. Und dennoch wurde von Tag zu Tag klarer, was es heute für uns alle gemeinsam zu sagen gilt: Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung. Er hat uns alle befreit von dem menschenverachtenden System der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft.« Und

Weizsäcker fuhr mit Blick auf die Zeit 1945-1985 in der Bundesrepublik fort: »Wir haben wahrlich keinen Grund zu Überheblichkeit und Selbstgerechtigkeit. Aber wir dürfen uns der Entwicklung dieser vierzig Jahre dankbar erinnern, wenn wir das eigene historische Gedächtnis als Leitlinie für unser Verhalten in der Gegenwart und für die ungelösten Aufgaben, die auf uns warten, nutzen.«¹

Dies war eine Deutung der Zäsur im Licht ihrer mittelfristigen Wirkungen. Nur zum kleinsten Teil war es dagegen eine Beschreibung der Art und Weise, in der die Zeitgenossen sie erlebt hatten. Denn die zeitgenössischen Erfahrungen, Wahrnehmungen und Verarbeitungen des Endes von Naziherrschaft und Krieg variierten sehr. Das Spektrum reichte vom eindeutigen Befreiungserlebnis – etwa bei denen, die die Lagerhaft oder Verfolgung im Untergrund überlebt hatten – bis zur Angst und Verzweiflung der Bestrafung und Rache fürchtenden Mächtigen des untergehenden Systems, aber auch vieler anderer, die beispielsweise als Flüchtlinge herumirrten, Familie, Heimat, Besitz und Glauben verloren hatten, beschädigt überlebten, neuen Zwängen unterworfen wurden oder ihre Verluste betrauernten. Zusammenbruchsbewusstsein in vielen Dimensionen und Variationen herrschte wohl vor, zusammen mit der Erleichterung darüber, noch einmal davongekommen zu sein, und mit Versuchen, sich neu zu arrangieren, rasch umzustellen und anzupassen, das Überleben zu organisieren.²

Weizsäckers Deutung des 8. Mai als Befreiung unterschied sich auch scharf vom Tenor der öffentlichen Erinnerung an den ›runden‹ Jahrestagen in den vorangehenden Jahrzehnten. 1955 hatte man Flucht und Vertreibung, die Tragödie des verlorenen deutschen Ostens beklagt. Es dominierte die Erinnerung an deutsches Leid und an das Kriegsende als Erniedrigung, gepaart mit etwas Stolz über den in Gang befindlichen Wiederaufbau. – All das dominierte auch 1965 noch, als »Die Zeit« schrieb: »In Westdeutschland ist der 20. Jahrestag der deutschen Kapitulation zu einem Festival der Wehleidigkeit geraten,« aber die seit Ende der 50er Jahre in Gang gekommene Aufarbeitung der NS-Verbrechen – öffentliche Diskussionen, der Eichmann-Prozess in Jerusalem 1961, der Frankfurter Auschwitz-Prozess 1963-65, die Fragen der jüngeren Generation – schärfte das öffentliche Bewusstsein für deutsche Schuld. Bundespräsident Heinrich Lübke sprach 1965 zum Jahrestag der Lagerbefreiung in Bergen-Belsen und wandte sich gegen die Tendenz, die Verbrechen des ›Dritten Reiches‹ zu beschweigen. – Dieses Argument gewann im kritisch-selbstkritischen Klima, in den heftigen Debatten und angesichts des Wechsels der politischen Machtverhältnisse in den späten 60er und frühen 70er Jahren die Oberhand. Das Bewusstsein von deutscher Täterschaft und Schuld wurde stärker verankert. 1975 sprach Bundeskanzler Helmut Schmidt vor seinem Kabinett vom 8. Mai 1945 als

Tag der »Befreiung von der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft«. Doch zu einer Sondersitzung des Bundestages kam es nicht. Der 30. Jahrestag des Kriegsendes fand keine sonderliche Aufmerksamkeit. Die Erinnerung an 1945 schien zu verblassen.³

Doch das trat nicht ein. Weizsäckers Rede von 1985 war vielmehr der wirkungsreiche Höhepunkt einer mehrjährigen Phase tiefgreifender, kontroverser, öffentlicher Debatten über die Bedeutung von 1945 und über den Ort von Nationalsozialismus und Holocaust in der deutschen Nationalgeschichte, die seit dem Regierungsantritt Helmut Kohls, in einer veränderten generationellen Konstellation und unter starker internationaler Aufmerksamkeit neu zum Thema geworden war.⁴ Weizsäcker setzte sich mit seiner Befreiungs-These von alternativen Deutungen ab, die im politischen Raum wie im Bewusstsein der Bevölkerung weit verbreitet und tief verankert waren und die den 8. Mai 1945 primär als Tag der Kapitulation, als Zusammenbruch Deutschlands und als Beginn einer neuen Katastrophe sahen, nämlich der Teilung Deutschlands und der Errichtung der kommunistischen Diktatur. Weizsäcker war mit seiner These der Mehrheitsstimmung voraus, aber er befand sich in Übereinstimmung mit einem an Boden gewinnenden Trend in der intellektuellen und geschichtswissenschaftlichen Diskussion. Demnach erschien die Bundesrepublik nicht mehr primär als national defizitärer Notbehelf und ungeliebtes Produkt des Verlusts der deutschen Nationalgeschichte. Sie erschien auch nicht mehr primär als Hort der Restauration des Kapitalismus, als Land der verpassten Entnazifizierung und als »Schoß«, der »fruchtbar noch« sei (Bert Brecht) für die Neuauflage faschistischer Perversion. Diese Sichtweise war auf der Linken lange verwurzelt gewesen. Die Bundesrepublik erschien vielmehr jetzt, trotz aller unbestreitbaren Belastungen und kritikwürdigen Defizite, als etwas Neues, als relativ gelungener gesellschaftlich-politischer Neuanfang, als Produkt eines Lernprozesses, der – trotz vieler Verdrängungen und Verzögerungen, vor allem in den ersten Jahren nach 1945 – schließlich doch produktive Konsequenzen aus der Katastrophe 1933-1945 gezogen, eine sowohl leistungskräftige wie freiheitlich-demokratische Ordnung hervorgebracht und den deutschen ›Sonderweg‹, die deutsche Selbstentfremdung vom Westen, politisch-gesellschaftlich-kulturell beendet hatte.⁵ Offene, im internationalen Vergleich bemerkenswert offene Kritik an der eigenen historischen Schuld ging Hand in Hand mit neuem Selbstbewusstsein und viel Zustimmung zur Bundesrepublik, die auf dem Hintergrund ihrer katastrophalen Vorgeschichte als das bessere Deutschland zu erkennen war. Wie viel Selbstanerkennung der Bundesrepublik zugewachsen war, zeigte sich, als sie 1989/90 von der Wiedervereinigung in Frage gestellt zu werden drohte und entschiedene Verteidigung von halb rechts bis weit links fand. Die zentralen Bestandteile dieses in den 80er Jahre erreichten Konsens waren auch in den Gedenkfeiern von 1995 und 2005 präsent:

- (a) Vom Verblässen der Erinnerung konnte keine Rede sein, niemand von Bedeutung versuchte, Schlussstriche zu ziehen. Je länger 1945 zurückliegt, desto massiver wird die öffentliche Erinnerung. Die Zäsur von 1989 hat die Zäsur von 1945 nicht relativiert. Medial vielfach verstärkt, brach 2005 geradezu eine Erinnerungsflut auf uns ein, die viele zu Recht mit gemischten Gefühlen verfolgten. Um einen unverdächtigen Zeugen zu zitieren, den sozialdemokratischen Intellektuellen Richard Schröder, Theologieprofessor in Berlin und Verfassungsrichter in Brandenburg: »Wir sitzen da vor dem Fernseher wie alte Männer auf einer Bank, die in Erinnerungen kramen, weil sie mehr Vergangenheit als Zukunft haben. Und wir pauken uns gegenseitig den Imperativ ein, das alles dürfe ›nie wieder‹ geschehen. Darf es auch nicht. Aber droht uns denn dergleichen tatsächlich?«⁶
- (b) Der seit den späten 70er Jahren eindeutig in den Mittelpunkt selbstkritischer Erinnerung und Schuldanerkennung gerückte Massenmord an den Juden steht weiter im Zentrum des Gedenkens an den ›Zivilisationsbruch‹, dessen sich das nationalsozialistische Deutschland schuldig gemacht hat. Das am 9. Mai 2005 feierlich eröffnete »Denkmal für die ermordeten Juden Europas« in der Mitte Berlins, um das siebzehn Jahre gestritten wurde und für das sich der Bundestag 1999 mit großer Mehrheit entschieden hatte, bezeugt die Zentralität des Judenmords unter den vielen nationalsozialistischen Verbrechen in der öffentlichen Erinnerung der Deutschen – was zur Kritik an der geringeren Berücksichtigung anderer Opfergruppen und zur Gefahr der Opfer-Hierarchisierung führt.⁷
- (c) Nach der ersten und der zweiten Auflage der Wehrmachtsausstellung und nach der Goldhagen-Kontroverse der 90er Jahre ist das Bewusstsein für die Täterschaft der Deutschen noch einmal geschärft worden. Die Gedenkpraxis von 2005 hat dem stark Rechnung getragen, nicht zuletzt durch die in den Medien publizierte Serie von zeitlich gestaffelten Jahrestagen der Lagerbefreiungen von Januar bis Mai. Seit 1996 ist der 27. Januar – das Datum der Befreiung des Lagers Auschwitz – offiziell als bundesrepublikanischer Gedenktag eingeführt. Die Gefahr der Ritualisierung ist jedoch nicht von der Hand zu weisen.
- (d) Schließlich hat sich die Überzeugung, dass der 8. Mai 1945 – neben vielem anderen – *vor allem* ein Tag der Befreiung gewesen sei, laut Meinungsumfragen in der breiten Bevölkerung mehrheitlich durchgesetzt. Sie hat damit aufgehört, ein bloßer Elitenkonsens zu sein, was sie 1985 noch war.

Dreierlei aber hat sich in den letzten 20 Jahren verändert, durch dreierlei unterschiedlich sich die öffentliche Erinnerung an 1945, wie sie 2005 und zum Teil schon 1995 stattfand, von der des Jahres 1985.

1. Ostdeutsche

Der Weizsäcker-Konsens von 1985 – mit dem 8. Mai als Tag der Befreiung im Zentrum – war ein westdeutscher Konsens. Die Deutung von 1945 als katastrophales Basisjahr zukünftiger Verbesserung im Zeichen des Westens fußte auf bundesrepublikanischen Erfahrungen. Jetzt aber sind die Deutschen aus der untergegangenen DDR dabei. Die Vereinigung fand zwar zu westdeutschen Bedingungen statt. Insgesamt überlebten nicht nur Verfassung, Fahne und Namen der Bundesrepublik Deutschland, sondern auch die in ihr dominanten Deutungen der jüngeren Geschichte. Aber die Erinnerungen der DDR-Deutschen gehen darin nicht auf, ebenso wenig wie ihre Deutung dieser Erinnerungen.

Anders als im westlichen Deutschland galt das Kriegsende in der DDR laut partei- und regierungsverbindlicher Interpretation von Anfang an als Befreiung. Gemäß DDR-marxistischer Ideologie war 1945 ein im Grunde integriertes, wenngleich verführtes und unterdrücktes Volk von den einmarschierenden Siegern, vor allem der Roten Armee, aus den Klauen einer kleinen Imperialisten-, Großkapitalisten-, Militaristen und Nazi-Clique befreit worden. Nun war man der engste Verbündete der siegreichen Sowjetunion. Gewissermaßen gehörte man also zu den Siegern des Zweiten Weltkriegs. Ähnlich wie in Moskau veranstaltete Ost-Berlin am 8. Mai aufwändige Militärparaden. 1950 wurde der Tag des »Sieges über den Hitlerfaschismus« zum offiziellen Feiertag erklärt. Anders als in der Bundesrepublik beging die DDR dieses Ereignis nun alljährlich. Die von oben angeordnete Feier des 8. Mai als eines Tages der Befreiung machte es in der Bundesrepublik schwerer, sich auf eine ähnliche Interpretation zu einigen. Und die Erinnerung an diese Praxis macht es manchem kritischen Ostdeutschen heute schwer, die Weizsäcker-Formel für sich zu akzeptieren. Noch einmal diene Richard Schröder als Beispiel:

In der DDR war der 8. Mai anfangs als »Tag der Befreiung« staatlicher Feiertag, begangen als Heldengedenken, der Helden der Roten Armee und der Helden des kommunistischen Widerstands. Und mit Zeigefinger nach Westen: Dort sitzen die alten Kriegstreiber und bereiten den dritten Weltkrieg vor, doch wir sind gerüstet! (...) Uns aber bewegte an diesen Tagen ganz Anderes. Das Kriegsende hatte zwar die Naziherrschaft beendet, aber es war eine Befreiung ohne Freiheit. Der KGB übernahm die Konzentrationslager und internierte neben Nazis unschuldige Jugendliche unter Werwolfverdacht, »Junker und Kapitalisten«, Sozialdemokraten, die sich der Zwangsvereinigung mit der KPD widersetzt hatten. (...) In meiner Kindheit hieß das Ereignis des 8. Mai immer nur Zusammenbruch. Die Naziherrschaft war zusammengebrochen (...), aber auch der deutsche Staat war zusammengebrochen. Die Deutschen waren nun

ein Volk ohne Staat (...) Es war auch ein moralischer Zusammenbruch. (...) Erst der 3. Oktober 1990 hat uns eine Befreiung mit Einigkeit und Recht und Freiheit gebracht.⁸

Während für die Westdeutschen die Zäsur von 1989/90 in ihrer Bedeutung weit hinter der von 1945 zurückbleibt, ist dies gerade für kritische Ostdeutsche umgekehrt. Vom 8. Mai 1945 als Tag der Befreiung können viele von ihnen nur in Anführungsstrichen sprechen.⁹ Schließlich gerieten sie bald von einer Diktatur in die andere.

2. Europa

Eine ähnliche Verschiebung der Gewichte ergibt sich im Zuge der sich abzeichnenden und durch den Fortschritt der EU-Integration nahegelegten Europäisierung der Erinnerung an das Ende von Krieg und Hitlerreich. Während im Westen Europas die Befreiung von nationalsozialistischer Herrschaft, Vernichtung und Besetzung im Zentrum der Erinnerung steht, fehlt dies im Osten Europas zwar nicht, doch verknüpft es sich dort mit der Erinnerung an neue Fremdherrschaft und/oder die Entstehung neuer, wenn auch anderer, nämlich kommunistischer Diktaturen. Diese agierten zwar viel weniger vernichtungsträchtig als die faschistischen, sondern erlaubten, nach dem Ende des Stalinismus, in großen Teilen Ostmittel-, Südost- und Osteuropas ein relativ friedliches Leben mit gewissen Entfaltungschancen. Gleichwohl: wer ist ›wir‹, wenn man sich erinnert? Für Engländer, Deutsche und Balten ist 1945 ein jeweils sehr anderer ›Erinnerungsort‹, und dies gilt für die andern europäischen Länder auch. Im europäischen Maßstab wird überdies deutlich, wie sehr – Stichwort ›Kollaboration‹ – die Fronten vor und nach 1945 einzelne Länder bürgerkriegsähnlich durchfurchten.¹⁰ Die öffentliche Erinnerung an 1945 ist seit 1985 ein Stück weit europäisiert und internationalisiert worden. Sie ist dadurch komplexer und noch düsterer geworden.

3. Deutsche als Opfer

In den 1990er Jahren sind die Deutschen als Opfer verstärkt zum Gegenstand der kollektiven Erinnerung, des Erinnerungsbetriebs und auch der historischen Literatur geworden. Zwar waren die Leiden der Deutschen in der bundesrepublikanischen Gedenkkultur niemals vergessen, und in der historischen Forschung nie tabuisiert. Aber es ist richtig: Zum großen öffentlichen Thema der Publizistik und Literatur sind die Bombenteppiche auf Hamburg, Dresden, Berlin und andere Städte, sind Flucht

und Vertreibung, sind die Leiden der Deutschen unter der vorrückenden Besatzung, vor allem im Osten, erst in den letzten Jahren geworden – nach der Rückgewinnung der Souveränität und vollen Unabhängigkeit von den Siegern des Zweiten Weltkriegs, mit wachsender zeitlicher Distanz und zunehmender öffentlicher Besinnung auf nationale Interessen. Diese Rückbesinnung auf deutsche Leiden hat bisher deutsche Täterschaft, Schuld und Verantwortung nicht wirklich verdrängt oder relativiert. Erinnerung ist kein ›Nullsummenspiel‹ oder braucht es doch nicht zu sein.¹¹

Entscheidend ist es, die Frage nach Ursachen und Wirkungen nicht zu übergehen und auf Zusammenhangserkenntnis zu bestehen: 1933, 1939 und 1941 lagen vor 1944-1946, zeitlich und in Hinsicht auf Ursache und Wirkung. Diese Einsicht ergibt sich allerdings nicht von selbst aus der Rekonstruktion von Erinnerungen und aus den Berichten der ›Zeitzeugen‹, so ›authentisch‹ sie auch sein mögen. Es erwies sich in der Erinnerungsflut von 2005 als problematisch, dass der gewählte Blickwinkel den zu vergegenwärtigenden Erinnerungsraum mit den darin enthaltenen Ereignissen, Taten und Leiden mediengerecht, zeitzeugenentsprechend und erinnerungskonform auf *die letzte Kriegsphase verengte* und damit jene Zusammenhänge häufig abblendete, die zur zutreffenden Erklärung und angemessenen Einordnung unabdingbar sind. Es ist absolut zentral, wird aber häufig versäumt, die Erinnerungsgeschichte entscheidungs- und handlungs-, prozess- und strukturgeschichtlich einzubetten – wenn man nicht falschen und problematischen Gleichsetzungen und Relativierungen Vorschub leisten will. Aber selbst dann bleibt es schwierig genug, das Leid der Einen nicht mit dem Leid der Anderen zu verrechnen, die richtige Balance und die angemessenen Proportionen zu finden. Deutlich wird jedenfalls, dass damals Viele Täter und Opfer zugleich waren. Säuberliche Abgrenzung ist manchmal schwierig.

Insgesamt ist der ›Erinnerungsort‹ 1945 – um die Sprache erinnerungshistorischer Bestseller¹² zu verwenden – in den letzten zwanzig Jahren komplexer und noch düsterer geworden. Trauer spielte 2005, wenn ich richtig sehe, in der öffentlichen Erinnerung an 1945 eine größere Rolle als vor zwanzig Jahren. Gemischte Gefühle sind salonfähig geworden, so sehr man im Kopf begreift, dass 1945 eine tiefe Zäsur war, aus der für Deutschland und Europa – trotz aller Verbrechen, Leiden, Verluste und Polyvalenzen – langfristig Besserung hervorgegangen ist: 1945 als katastrophales Basisjahr zukünftigen Fortschritts.

Erinnern statt Lernen?

Man mag fragen, was das Ganze mit ›Lernen aus Geschichte‹ zu tun hat. Und in der Tat ist die erste Antwort: wenig. Der Begriff des ›Lernens‹ ist anders als die Begriffe des ›Gedenkens‹, der ›Erinnerung‹, des ›Gedächtnisses‹, der ›Mahnung‹ – in der

heutigen Erinnerungsrhetorik marginalisiert.¹³ Ich muss etwas ausholen, um dies erklärlich zu machen.

In der theoretischen Literatur und im kulturkritischen Feuilleton herrscht Skepsis gegenüber der Möglichkeit vor, aus Geschichte zu lernen. Diese Skepsis ist nicht nur in der Erfahrung von menschlicher Unzulänglichkeit begründet, wie es in dem Indira Gandhi zugeschriebenen Ausspruch zutage tritt: Die Geschichte sei zwar die beste Lehrmeisterin, aber mit den unaufmerksamsten Schülern. Diese Skepsis basiert vielmehr auf grundsätzlichen Erwägungen, nämlich auf einer prinzipiellen und im Grunde unabweisbaren Diskreditierung der aus der Antike überkommenen Denkfigur ›Historia magistra vitae‹. Diese fußte auf der Überzeugung, dass sich durch das Studium von Erfahrungen und Handlungen, Problemen und Problemlösungen vergangener Zeiten Grundsätze und Regeln richtigen Verhaltens erlernen lassen, weil letztlich, trotz aller Entwicklung, menschliches Verhalten sich über die Zeiten hinweg in seiner Grundstruktur gleicht. Eben deshalb kann die Beschäftigung mit Problemen und Problemlösungen der Vergangenheit die Fähigkeit zum Erkennen und Lösen von Problemen in Gegenwart und Zukunft trainieren, die Geschichte also Lehrmeisterin des Lebens sein. Diese Voraussetzung geriet spätestens im 18. und frühen 19. Jahrhundert in Zweifel, als die Erfahrung beschleunigten Wandels dominant wurde, und sich in dieser revolutionären Zeit die Überzeugung verbreitete, dass immer wieder Neues entsteht, welches sich vom Alten grundsätzlich unterscheidet, wenngleich aus diesem heraus entwickelt. Es wuchs die Diskrepanz, der Spalt zwischen Erfahrung und Erwartung, um Reinhart Kosellecks Begriffe zu verwenden. Je mehr das geschah, desto unwahrscheinlicher wurde es, aus vergangener Erfahrung für zukünftiges Handeln lernen zu können, denn die Zukunft würde sich von der Vergangenheit tief unterscheiden.

Hegel hat diese Erfahrung, gut historistisch, auf klassische Weise in seiner ›Geschichtsphilosophie‹ formuliert und überdies die Freiheit des Handelns gegenüber seiner ›Pfadabhängigkeit‹ beschworen:

Man verweist Regenten, Staatsmänner, Völker vornehmlich an die Belehrung durch die Erfahrung der Geschichte. Was die Erfahrung aber und die Geschichte lehren, ist dieses, dass Völker niemals etwas aus der Geschichte gelernt und nach Lehren, die aus derselben zu ziehen gewesen wären, gehandelt haben. Jede Zeit hat so eigentümliche Umstände, ist ein so individueller Zustand, dass in ihm aus ihm selbst entschieden werden muss und allein entschieden werden kann. Im Gedränge der Weltbegebenheiten hilft nicht ein allgemeiner Grundsatz, nicht das Erinnern an ähnliche Verhältnisse, denn so etwas wie eine fahle Erinnerung hat keine Kraft gegen die Lebendigkeit und Freiheit der Gegenwart.¹⁴

So triftig und unabweisbar diese Argumentation im Rahmen modernen Geschichtsverständnisses auch ist, so sehr fällt doch auf, dass die Gründerväter der modernen Geschichtswissenschaft, die Niebuhrs, Rankes und Droysens, die diese spezifische moderne Erfahrung bereits hinter sich hatten und mit ihrem Historismus darauf reagierten, trotzdem davon überzeugt waren, aus der Geschichte Orientierung fürs Handeln in der Gegenwart beziehen und insofern aus der Geschichte lernen zu können, wenn auch auf andere Art als im alten Europa: vor allem indem sie zeigten, wie die Verhältnisse ihrer Gegenwart Ergebnis vorangehender Prozesse waren, indem sie über die Rekonstruktion von Anfang und Entwicklung die Ursachen und den Charakter jener Kräfte analysierten, die Gegenwart und Zukunft bestimmten – beispielsweise Staatsbildung und Staatensystem, Nationen und Völker, Religionen und Kulturen bei Ranke. Außerdem beanspruchten sie, durch historische Betrachtung Kategorien zu gewinnen, mit denen man sich auch in der Gegenwart besser zurechtfinden werde. Dass Geschichte einer gesunden Politik den Weg bahnen könne und müsse, davon war Ranke 1836 überzeugt, so sehr er von der Individualität jeder Epoche ausging. Für Johann Gustav Droysen, den Verfasser der einflussreichen »Historik«, lag in den 1850er Jahren die »praktische Bedeutung der historischen Studien (...) darin, dass sie – und nur sie – dem Staat, dem Volk, dem Heer usw. das Bild seiner selbst geben. Das historische Studium ist die Grundlage für die politische Ausbildung und Bildung. Der Staatsmann ist der praktische Historiker.« Und in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts haben Historiker wie Fernand Braudel, Karl-Dietrich Bracher, Eric Hobsbawm und Hans-Ulrich Wehler ihre umfassenden Synthesen auch mit dem Anspruch begründet, zur Aufklärung und Orientierung der Gegenwart beizutragen und – etwa im deutschen Fall – aus den Katastrophen der jüngsten Geschichte zu lernen, mit dem Blick und der Hoffnung auf eine bessere Zukunft: Geschichte zwar nicht als Lehrmeisterin der Gegenwart, aber doch als Bereitstellung von Erfahrungen und Kenntnissen, aus denen sich lernen lässt, wenn man will.¹⁵

Wenn gegenwärtig manchmal der Geschichtswissenschaft auch die Fähigkeit zur Erbringung solcher Orientierungsleistungen abgesprochen oder diese ihre Fähigkeit einfach ignoriert wird, so muss es an anderem liegen als jener u. a. von Hegel formulierten und von Koselleck ausgeführten klassischen Kritik an der Denkfigur »*Historia magistra vitae*«, vielleicht an einem anderen Verständnis von Geschichtswissenschaft oder an einem andern Interesse an Geschichte.¹⁶

In der Tat gibt es ja verschiedene Motive, Interessen und Begründungen für die Hinwendung zur Geschichte, d. h. für den intellektuellen Versuch, ein sinnvolles Verhältnis zwischen Vergangenheit und Gegenwart herzustellen.¹⁷ Grob unterschieden, lassen sich in der westlichen Moderne drei paradigmatische Annäherungen an Geschichte vorstellen, die sich nach dem jeweils dominanten Erkenntnisinteresse voneinander unterscheiden und die – jede in sich selbst heterogen und mit Über-

schneldungen untereinander – bis heute wirken: *erstens* Historie als Grundlage von Orientierung in der Gegenwart (mit der Konsequenz des Anspruchs, Lernen zu ermöglichen), darüber wurde in den voranstehenden Absätzen gesprochen; *zweitens* Historie als Grundlage eigener Identität; und *drittens* Historie als Bildung und Unterhaltung durch Begegnung mit Anderem. Die Varianten zwei und drei seien nun kurz erläutert.

Historie als Grundlage kollektiver Identitätsbildung hat eine lange Tradition, die zumindest bis ins späte 18. Jahrhundert zurückreicht, und sie tritt in vielen Varianten auf. Da ist zum einen die Darstellung der Geschichte mit dem Ziel, den Einzelnen Bewusstsein und Gefühl ihrer Zugehörigkeit zu vermitteln, der Zugehörigkeit zu einem größeren Ganzen. Mit weltbürgerlicher Absicht argumentierte Friedrich Schiller 1789 nach diesem Muster: »Der (einzelne) Mensch verwandelt sich und flieht von der Bühne; seine Meinungen fliehen und verwandeln sich mit ihm: die Geschichte allein bleibt unausgesetzt auf dem Schauplatz, eine unsterbliche Bürgerin aller Nationen und Zeiten.« Durch die Darstellung dieses umfassenden Zusammenhangs rege die Historie den einzelnen Bürger an, »an das *kommende* Geschlecht die Schuld zu entrichten, die er dem *vergangenen* nicht mehr abtragen kann. Ein edles Verlangen muss in uns entglühen, zu dem reichen Vermächtnis von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit, dass wir von der Vorwelt übernahmen und reich vermehrt an die Folgewelt wieder abgeben müssen, auch aus unseren Mitteln einen Beitrag zu legen und an dieser unvergänglichen Kette, die durch alle Menschengeschlechter sich windet, unser fliehendes Dasein zu befestigen.«

Später, im 19., 20. und 21. Jahrhundert, begriffen Historiker Geschichte vor allem als nationale Geschichte und trugen kräftig zur mentalen Nationsbildung bei – indem sie nationale Traditionen rekonstruierten und auch bisweilen erfanden, indem sie die Phänomene der Vergangenheit im nationalen Rahmen zu Geschichte verarbeiteten, und indem sie nicht selten die Geschichte der eigenen Nation in Bezug zur Geschichte anderer Nationen setzten: manchmal hochmütig, meistens selbstbewusst, vielfach aber auch kritisch-selbstkritisch zerknirscht. Noch der selbstkritischste Umgang mit der eigenen Vergangenheit dient der Bildung, Klärung und Bekräftigung nationaler Identität, soweit er im nationalgeschichtlichen Rahmen erfolgt und – beispielsweise – einen unglücklichen ›deutschen Sonderweg‹ in Abkehr vom Westen bis 1945 ausmacht oder den Holocaust als deutsch verantwortetes, historisch-moralisches Megaproblem verortet. Zur hervorragenden Bildungsmacht, zum Massenfach an den Schulen und zur akademischen Leitdisziplin wurde die Geschichte in Deutschland und anderen westlichen Ländern vor allem als Bündnispartnerin der Nationsbildung im 19. und 20. Jahrhundert. Beide Partner stützen und prägen sich gegenseitig. Bis heute trägt die Geschichtswissenschaft diese Prägung mit sich. Formal ganz ähnliche Leistungen kann die Historie erbringen, wenn sie beispielsweise den Holocaust oder

›1945‹ als *europäische* Probleme deutet und damit, wie seit den 1990er Jahren sichtbar, Beiträge zur Herausbildung einer europäischen Identität erbringt.

Geschichte und Identität, das Thema ist vielfältig: ich nenne eine andere Variante, die Jacob Burckhardt um 1870 so formulierte: »Die gewaltigen Änderungen seit Ende des 18. Jahrhunderts haben etwas in sich, was zur Betrachtung und Erforschung des Frühern und des Seitherigen gebieterisch zwingt, selbst abgesehen von aller Rechtfertigung oder Anklage. Eine bewegte Periode wie die 83 Jahre Revolutionszeitalter muss, wenn sie nicht alle Besinnung verlieren soll, sich ein solches Gegengewicht schaffen. Nur aus der Betrachtung der Vergangenheit gewinnen wir einen Maßstab der Geschwindigkeit und Kraft *der Bewegung*, in welcher wir selber leben.«

Dieses Argument hat hundert Jahre später Hermann Lübke reformuliert. Angesichts der sich ständig beschleunigenden, uns überwältigenden und alles standardisierenden Modernisierungsprozesse um uns herum braucht es den Rückgriff auf die Geschichte, und zwar oft auf die Geschichte der kleinen Räume, der Heimat, der Region und der Stadt, um gegenzuhalten, Individualität zu bilden und Identität zu erhalten. Geschichte als Widerlager, Geisteswissenschaft als Kompensation, so erklären Lübke und andere die heutige Attraktivität kulturhistorischer Museen, die Ubiquität des Denkmalschutzes, die Hochschätzung antiquarischer Geschichte im Kulturbetrieb der Gegenwart.¹⁸

Ich sehe auch den Aufstieg des wissenschaftlichen Interesses an ›Erinnerung‹ und ›Gedächtnis‹ seit den 1980er Jahren in diesem Zusammenhang. In Deutschland haben Jan und Aleida Assmann diese wirkungsreiche Forschungsrichtung mitgeprägt. Sie haben, im Hinblick auf antike Völker wie auf moderne Gesellschaften und Gruppen, die Bedeutung des gemeinsamen Vergangenheitsbezugs für ihre Identität, ihr Selbstbewusstsein und ihre Handlungsfähigkeit herausgearbeitet. Dieser gemeinsam Vergangenheitsbezug sei eine kulturelle Schöpfung der jeweiligen Gesellschaft oder Gruppe und komme durch Erinnerung zustande: einerseits durch den mündlichen Austausch der jeweils miteinander lebenden Generationen (›kommunikatives Gedächtnis‹), andererseits durch die Abspeicherung und Aneignung über längere Zeiträume und mehrere Generationen hinweg, als ›kulturelles Gedächtnis‹, das medial vermittelt, politisch geformt (›Erinnerungs- und Vergessenspolitik‹) und institutionalisiert sein kann. Diese auch von anderen Autoren in verschiedenen Ländern angestoßene, weiterentwickelte und ausdifferenzierte Fragerichtung hat mit Bezug auf die jüngere Zeitgeschichte zu verschiedenen Varianten der Erinnerungsgeschichte geführt, die weniger nach der Triftigkeit, Stimmigkeit und Realitätsangemessenheit der jeweiligen Erinnerungen fragt, als nach ihrer Genesis, ihrem Zusammenhang und ihrer kulturellen Bedeutung in der Gegenwart. »Es gibt wohl nichts, was die Erinnerung so nachhaltig in Gang gesetzt hat, wie die Katastrophe der Zerstörung und des Vergessens in der Mitte dieses Jahrhunderts (...) Wer von diesem Zusam-

menhang ausgeht, (...). wird in der Thematisierung von Erinnerung auch eine Form erkennen, in der die Nachgeborenen die Schrecken dieses Jahrhunderts erben und bearbeiten.«¹⁹

»Wer die Enge seiner Heimat ermessen will, reise. Wer die Enge seiner Zeit ermessen will, studiere Geschichte.« Kurt Tucholsky äußerte sich so und spielte damit auf das *dritte oben erwähnte Erkenntnisinteresse* an, das der Annäherung an Geschichte zugrunde liegen kann. Dabei geht es weder um kausale Erklärung und Orientierung in der Gegenwart noch um Kontinuitäten und Identitätsbildung, sondern um die Erfahrung des frappierend Anderen in seiner Authentizität, um die Erweiterung der eigenen Erfahrungs- und Denkmöglichkeiten, um die Bekanntschaft mit Varianten des menschlichen Lebens, die einem sonst verschlossen sind, um die Übung im Umgang mit Anderem – sei es im Bemühen um Annäherung durch Verstehen, sei es als Akzeptanz des Fremden als solchem. Nicht die systematische Ordnung der historischen Welt ist das Ziel, sondern das Zeigen der Vielfalt, der Genuss des Bunten und Unerwarteten, das die Neugier befriedigt, das Fremdartige, das überrascht und fasziniert, wohl auch das Entsetzliche, das erschreckt und – unterhält. Dieses – ein wenig exotische – Interesse an Geschichte, findet sich besonders in der gegenwärtigen Kulturgeschichte, bei der populären Rekonstruktion der spannungsreichen Begegnungen unterschiedlicher Kulturen oder auch in der ethnologisch orientierten Geschichte kultureller Praktiken. Es lädt zum Besuch ethnologischer und historischer Museen ein wie zum Konsum von Geschichte als medial aufbereiteter unterhaltsamer Kost.²⁰

Soviel zu drei unterschiedlichen Formen der Annäherung an Geschichte. Weder das Interesse an Geschichte als Basis kollektiver Identitätsbildung noch das Interesse an Geschichte als Begegnung mit dem frappierend Anderen will viel vom Lernen aus Geschichte wissen. Weil Geschichte als Erinnerung und Geschichte als Begegnung mit dem Anderen seit den 1980er Jahren so kräftig an Boden gewonnen und Geschichte mit dem Ziel der Orientierung in der Gegenwart ein Stück weit verdrängt haben,²¹ ist derzeit ›Lernen aus Geschichte‹ so wenig gefragt. Insoweit der gegenwärtige Umgang mit ›1945‹ durch das Interesse an historischer Erinnerung gespeist ist (und das liegt schon jubiläumsbedingt nahe), und insoweit sich das gegenwärtige Interesse an den Katastrophen des 20. Jahrhunderts (einschließlich ›1945‹) auch der Attraktion des frappierend Anderen, seiner Dramatik und Entsetzlichkeit verdankt (was durch seine mediale Aufbereitung gefördert wird), sind analytische Fragen nach Ursachen und Folgen, nach Zusammenhang und Orientierung nicht zentral. So erklärt sich der oben referierte Befund, dass in der massiven Auseinandersetzung mit ›1945‹ der Anspruch, aus der Geschichte zu lernen, gegenwärtig nur eine marginale Rolle spielt.

Ausblick

Hegels Kritik und Kosellecks Historisierung des Glaubens an die Geschichte als Lehrmeisterin des Lebens legen – wie manche andere Autoren seitdem²² – eindrücklich dar, was Lernen aus der Geschichte *nicht* bedeuten kann: Erwartung der Wiederholung früherer Probleme, Übertragung einstmals erfolgreicher Problemlösungen in die Gegenwart, Anwendung von historisch gewonnenen Erfahrungsregeln auf gegenwärtige und zukünftige Praxis. Es ist auch nicht zu übersehen, dass man falsche Schlüsse aus dem Studium der Geschichte ziehen, also fehlern kann. Überdies hängen die Schlussfolgerungen, die man – lernend – aus der historischen Erfahrung zu ziehen versucht, immer von den Fragestellungen, Gesichtspunkten und Präferenzen ab, die man an den historischen Befund heranträgt bzw. bei dessen Erstellung schon einbringt. Auch deshalb lernen unterschiedliche Zeitgenossen selbst dann Verschiedenes aus der Geschichte, wenn sie sich auf ein und denselben historischen Erfahrungsbestand zu beziehen versuchen, der seinerseits von den auf ihn gerichteten Fragen mitkonstituiert wird.

Andererseits bietet gerade die Geschichte Deutschlands und Europas seit 1945 bemerkenswerte Beispiele dafür, dass – unter günstigen Lernbedingungen – in günstigen Lernsituationen – Akteure in Politik und Gesellschaft durchaus aus Geschichte lernen können. Es sei nur an die – bewusst aus der Weimarer Erfahrung lernende – Arbeit des Parlamentarischen Rats 1948/49 und das daraus hervorgehende Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland wie an die – bewusst aus den Erfahrungen zweier Kriege lernenden – Entscheidungen zugunsten europäischer Zusammenarbeit und Integration erinnert, welche die Erfolgsgeschichte der Europäischen Union in Gang gesetzt haben.²³ Obwohl sie wissen, dass sich Geschichte nicht wiederholt, die Zurechnung von Folgen auf Ursachen in komplexen historischen Prozessen notwendig unsicher bleibt und aus beiden Gründen historisch begründete Prognosen wie Rezepte prekär bleiben müssen, wenden sich politisch Handelnde in herausfordernden, undurchsichtigen Entscheidungssituation immer wieder der Geschichte zu, um Fingerzeige zu erhalten, Möglichkeiten nicht zu übersehen, Präferenzen zu klären, Fehler zu vermeiden, sich zu orientieren.²⁴ Sie versuchen, nicht nur aus persönlichen, sondern auch aus historischen Erfahrungen Schlüsse zu ziehen, aus Geschichte zu lernen.

Was das – theoretisch, methodisch, didaktisch – des Näheren heißt, kann hier nicht genauer expliziert werden.²⁵ Im Anschluss an die obigen Ausführungen sei lediglich angemerkt: Erinnerung – die Arbeit am kulturellen Gedächtnis, um den Assmannschen Begriff zu benutzen – gehört zweifellos dazu, und zwar als Reservoir von Erfahrungen, Wissen und Präferenzen, das eben nicht nur Gemeinsamkeit stiftet und kollektive Identität gewährleistet, sondern auch zu begründeten Wertentscheidungen befähigt, Möglichkeitsbewusstsein erweitert, motiviert, sensibilisiert und kategoriale

Kompetenz bereitstellt, die auch in neuartigen Handlungssituationen gebraucht wird. Aber es gehört auch das Studium historischer Ursachen und Wirkungen, die Analyse historischer Zusammenhänge auf empirischer Grundlage und mit theoretischer Anstrengung hinzu. Erst dadurch gewinnt man die Möglichkeit, Erinnerungen kritisch zu prüfen, zu hinterfragen und einzuordnen, um aus ihnen Zukunftsfähigkeit zu gewinnen statt auf sie fixiert zu sein.

Anmerkungen

- * Aus einer deutschen, vor allem westdeutschen Perspektive.
- 1 Richard von Weizsäcker, Der 8. Mai 1945, in: Wolfgang Wiedemeyer, Richard von Weizsäcker. Ein Denker als Präsident, Stuttgart 1989, 139-152, Zitate 140 u. 149
 - 2 Vgl. Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. 4, München 2003, 951-954 sowie die Literatur 1142 f.
 - 3 Dieser Überblick folgt Sebastian Ullrich, Wir sind, was wir erinnern, in: Die Zeit Geschichte Nr. 1, Teil 1, April 2005, 27-34.
 - 4 Seit der Regierungserklärung von Kanzler Kohl 1982 lagen die Pläne für Museen zur deutschen Geschichte in Bonn und Berlin auf dem Tisch, die grundsätzlich und kontrovers diskutiert wurden. Anfang 1986 kam es zum sog. Historikerstreit. Vgl. »Historikerstreit«. Die Dokumentation der Kontroverse um die Einzigartigkeit der nationalsozialistischen Judenvernichtung, München 1987. – Im Rückblick betont Richard von Weizsäcker stark die außenpolitische Konstellation (einschließlich des Besuchs von Reagan in Deutschland) als Anlass für seine Rede vom 8. Mai 1985. Vgl. sein Interview in der Frankfurter Allgemeinen Zeitung vom 5.3.2005 (Nr. 54), 39 (gegen Ende).
 - 5 Vgl. als frühe Zusammenfassung der Diskussion Jürgen Kocka, Restauration oder Neubeginn? Deutschland 1945-1949, in: L'76. Demokratie und Sozialismus 11, (1979) H. 1, 112-136; kürzer in Carola Stern u. Heinrich August Winkler, Hg., Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1945, Frankfurt am Main 1979, 141-168 (zuletzt in 3. Aufl. u. d. T. Wendepunkte deutscher Geschichte 1848-1990, 2005, 159-192). Zuletzt Konrad H. Jarausch, Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945-1995, München 2004, bes. Teil I.
 - 6 Richard Schröder, Zurück in die Zukunft, in: Der Tagesspiegel, Berlin, 15./16. Mai 2005, 7.
 - 7 Bei der Eröffnung des »Denkmals für die ermordeten Juden Europas« in Berlin am 10.5.2005 nahm Paul Spiegel, der Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland, diese lange u. a. von Reinhart Koselleck geäußerte Kritik auf. Vgl. Der Tagesspiegel, 11.5.2005, 4. – Zur langjährigen Debatte über das Denkmal vgl. jetzt Claus Leggewie u. Erik Meyer, Hg., Ein Ort, an den man gerne geht. Das Holocaust-Mahnmal und die deutsche Geschichte nach 1989, München 2005.
 - 8 Richard Schröder, Befreiung ohne Freiheit, in: Der Tagesspiegel, 24. April 2005, 4.
 - 9 Zugespitzt: Hubertus Knabe, Tag der Befreiung? Das Kriegsende in Ostdeutschland, Berlin 2005. – Vgl. aber Thüringer Allgemeine, 14.5.05, 1: Nach einer Befragung hielten 53 Prozent ihrer Leser den 8. Mai 1945 primär für einen Tag der Befreiung, während ihn 40 Prozent als Tag der Kapitulation bezeichneten.
 - 10 Vgl. Henry Rousso, Das Dilemma eines europäischen Gedächtnisses, in: Zeithistorische Forschungen, 1 (2004), H. 3, 363 ff.
 - 11 Anders Norbert Frei, 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewusstsein der Deutschen, München 2005.
 - 12 Vgl. Pierre Nora, Hg., Les Lieux de mémoire, 7 Bde., Paris 1984-1992; Etienne François u. Hagen Schulze, Hg., Deutsche Erinnerungsorte, 3 Bde., München 2001.
 - 13 Vgl. etwa Westdeutsche Allgemeine, 7.5.2005, Leitartikel: »Wer heute neugierig in Schilderungen von Zeitzeugen nachliest, wie sie in Hitlers Bann geraten sind, tut das nicht, um ihnen auf einen ähnlichen Weg zu folgen, sondern um zu verstehen und aus dem Verstehen Lehren zu ziehen. Lehren, die auch heute, morgen und übermorgen noch von Nutzen sind.« (Uwe Knüpfen)

- 14 G. W. F. Hegel, Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte (= Werke 12), Frankfurt am Main 1970, 17. – Vor allem Reinhart Koselleck, *Historia Magistra Vitae. Über die Auflösung des Topos im Horizont neuzeitlich bewegter Geschichte* (1967), in: ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt am Main 1979, 38-66.
- 15 Belegstellen und Nachweise finden sich in den Auszügen aus Werken von Niebuhr, Ranke und Droysen in dem weiterhin sehr nützlichen Reader: Wolfgang Hardtwig, Hg., *Über das Studium der Geschichte*, München 1990, 37 ff., 42 ff., 83 ff. (Droysen-Zitat 116). – Fernand Braudel, *Frankreich*, 3 Bde., Stuttgart 1989/1990; Karl-Dietrich Bracher, *Geschichte als Erfahrung: Betrachtungen zum 20. Jahrhundert*, Stuttgart 2001; Eric Hobsbawm, *On History*, New York 1997, 24 ff., 37 ff., 266 ff.; Hans-Ulrich Wehler, *Aus der Geschichte lernen? Essays*, München 1988, 11-18. Vgl. auch William A. Williams, *History as a Way of Learning*, New York 1973.
- 16 Zum folgenden bereits Jürgen Kocka, *Wozu der Aufwand? Ein Vortrag über Geschichte vor Nicht-Historikern*, in: Franz-Josef Jelic u. Stefan Goch, Hg., *Geschichte als Last und Chance*. FS f. Bernd Faulenbach, Essen 2003, 15-26, hier 19-22.
- 17 Jörn Rüsen, Art. »History: Overview«, in: *International Encyclopedia of the Social and Behavioral Sciences*, Bd. 10, London 2001, 6857-6864.
- 18 Vgl. Hermann Lübbe, *Zeit-Verhältnisse. Zur Kulturphilosophie des Fortschritts*, Graz 1983. – Das Schiller-Zitat aus »Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?« (1789) und das Burckhardt-Zitat aus »Über das Studium der Geschichte« (1868/1873), beides in: Hardtwig, *Studium*, wie Anm. 15, 35, 146.
- 19 Aleida Assmann, *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, 18; grundlegend: Jan Assmann, *Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen*, München 1992; vorher bereits ders., *Kollektives Gedächtnis und kulturelle Identität*, in: ders. u. Tonio Hölscher, Hg., *Kultur und Gedächtnis*, Frankfurt am Main 1988; Harald Welzer, Hg., *Das soziale Gedächtnis. Geschichte, Erinnerung, Tradierung*, Hamburg 2001. – Vgl. auch Aleida Assmann u. Ute Frevert, Hg., *Geschichtsvergessenheit – Geschichtsversessenheit. Vom Umgang mit deutschen Vergangenheiten nach 1945*, Stuttgart 1999; Norbert Frei, *Vergangenheitspolitik. Die Anfänge der Bundesrepublik und die NS-Vergangenheit*, München 1999; Edgar Wolfrum, *Geschichte als Waffe*, Göttingen 2001; Ulrich Herbert u. Dirk von Laak, Hg., *Deutschland danach. Postfaschistische Gesellschaft und nationales Gedächtnis*, Bonn 1999. – Sehr gut als Literaturüberblick mit vielen weiteren Titeln: Wolfgang E. J. Weber, *Das »kulturelle Gedächtnis«. Bemerkungen zur Wahrnehmung und Aneignung einer kulturhistorischen Konzeption*, in: Wolfgang Hasberg u. a., Hg., *Erinnern – Gedenken – Historisches Lernen. Symposium zum 65. Geburtstag von Karl Filser*, München 2003, 15-38.
- 20 Dazu originell: Hans Ulrich Gumbrecht, *Aus der Geschichte lernen? Nach dem Ende eines histori(ographi)schen Paradigmas*, in: Friedrich Balke u. Benno Wagner, Hg., *Vom Nutzen und Nachteil historischer Vergleiche. Der Fall Bonn – Weimar*, Frankfurt am Main 1997, 51-80.
- 21 Zu möglichen Ursachen dieses Wandels: Jürgen Kocka, *Geschichte – wozu? (1975/1989)*, in: Hardtwig, *Studium*, wie Anm. 15, 427-443, hier 433-35.
- 22 Vgl. z. B. Rüdiger Bubner, *Betrachtungen über die Maxime, aus der Geschichte zu lernen*, in: Stefan Jordan, Hg., *Zukunft der Geschichte*, Berlin 2000, 145-157; zuletzt Rudolf Burger, *Kleine Geschichte der Vergangenheit. Eine pyrrhonische Skizze der historischen Vernunft*, Graz 2004, 27-48.
- 23 Dazu und zu anderen Beispielen vgl. Peter Graf Kielmansegg, *Lernen aus der Geschichte – lernen in der Geschichte. Deutsche Erfahrungen im 20. Jahrhundert*, in: Peter R. Weilemann u. a., Hg., *Macht und Zeitkritik. FS für Hans-Peter Schwarz zum 65. Geburtstag*, Paderborn 1999, 3-16.
- 24 Ein Beispiel ist der Versuch von Premierministerin Margaret Thatcher, aus einem langen Gespräch mit eingeladenen Historikern auf ihrem Landsitz Chequers im März 1990 mehr Klarheit über die von ihr einzuschlagende Deutschlandpolitik zu gewinnen. Sie lud ein zu einem Gespräch »über die Lehren, die aus der Geschichte Deutschland für die Behandlung der deutschen Vereinigung und des vereinigten Deutschland, mit dem wir es bald zu tun haben werden, gezogen werden können, und darüber, wie wir dafür sorgen können, dass die Vereinigung die Stabilität und die Sicherheit Europas stärkt«. Nach Gordon A. Craig, *Die Chequers-Affäre von 1990*, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 39 (1991), 611-623, hier 614 u. 623.
- 25 Sehr gute Einführung: Bodo von Borries, *Geschichte als gesellschaftlicher Lernprozess*, in: U. Becher, *Geschichte – Nutzen oder Nachteil für das Leben*, Düsseldorf 1986, 96-101.